

STEFANIE SCHEURICH



# STREUNER



VERFLUCHT LIEBENSWEHT

STERNENSAND VERLAG

## Streuner: Verflucht liebenswert

*Boru hat die Schnauze gestrichen voll von seiner Ausbildung zum Hexenmeister. Während er lieber Sänger werden würde, besteht seine Mutter darauf, dass er sein Studium an der Zauberschule vollendet. Er beschließt kurzerhand, abzuhaufen und seinem Traum zu folgen. Womit er allerdings nicht gerechnet hat, ist der Fluch seiner Mutter, der ihn in eine Katze verwandelt, sobald er die Welt der Normalos betritt. Aber von seinem neuen Körper lässt Boru sich nicht aufhalten. Er begegnet Greta, einer Internatsschülerin, die den streunenden Kater bei sich aufnimmt. Seine Mutter hat allerdings noch einige Tricks auf Lager, um ihren Sohn zur Vernunft zu bringen. Bald schon ist Boru hin- und hergerissen zwischen der Pflicht, Greta nicht in die Probleme seiner Welt hineinzuziehen, und dem Wunsch, bei ihr zu bleiben. Denn auch ein Kater kann sein Herz an ein Mädchen verlieren.*

## Die Autorin

Stefanie Scheurich wurde 1997 in Esslingen am Neckar geboren. Durch Reihen wie ›Harry Potter‹ und ›Gregor‹ entdeckte sie ihre Leidenschaft für Bücher und schon bald mussten eigene Geschichten auf Papier gebannt werden. Erst nach dem Abitur begann sie allerdings, sich aktiv dem Schreiben von Romanen zu widmen, und veröffentlichte 2016 ihre ersten Geschichten.

Sie lebt zusammen mit ihrer Familie in einem kleinen Stadtteil von Esslingen, besucht regelmäßig den Ballettunterricht und widmet sich nebenbei ihrem Studium.

Stefanie Scheurich



VERFLUCHT LIEBENS WERT

Fantasyroman

STERNENSAND

www.sternensand-verlag.ch | info@sternensand-verlag.ch

2. Auflage, Februar 2018

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2018

Umschlaggestaltung: Alexander Kopainski

Lektorat: Sternensand Verlag GmbH | Martina König

Korrektur: Sternensand Verlag GmbH | Jennifer Papendick

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-74-6

ISBN-10: 3-906829-74-6



Für alle,  
die auf ihr Herz  
hören



Das Holz in meiner Hand fing an, zu zittern, weil am anderen Ende der magischen Verbindung Mutters Stimme schon wieder laut wurde. Ich steckte mir einen Finger ins Ohr und hielt den Zauberstab weit weg von meinem Kopf, um ihr schrilles Gezeter auszublenden, doch selbst jetzt konnte ich ihre Vorwürfe noch hören. Ich sei undankbar, faul, würde sie unglücklich machen – absichtlich natürlich –, der Schandfleck in unserer Familie sein, wenn ich kein Hexer wurde, und ich solle mir endlich diese Flausen aus dem Kopf schlagen.

Dass sie meinen Traum als ›Flausen‹ bezeichnete, tat weh. Ich glaubte nicht, dass Gesang etwas Unehrenhaftes oder Schlechtes war. Ganz im Gegenteil! Musik war Glück in seiner reinsten Form. Und Glück konnte doch kein Unfug sein.

›Warum darf ich nicht das tun, was ich möchte, Mutter?‹, versuchte ich, an ihr vermutlich nicht vorhandenes Gewissen zu appellieren. »Es ist mein Leben!«

In Gedanken geigte ich ihr in angemessenem, wütendem Tonfall die Meinung. Die Realität sah allerdings etwas anders aus. Verzweifelt und unfähig, ihr meine Wut ungefiltert über den Zauberstab zu vermitteln, packte ich meinen Haarschopf und zog an den schwarzen Strähnen, bis ich das Stechen auf meiner Kopfhaut nicht mehr aushielt.

Als sie erneut herumschrie, ohne auf meine Einwände oder Träume einzugehen, unterbrach ich schließlich die Verbindung und legte den Zauberstab beiseite.

Mit ihr zu diskutieren, war sinnlos. Sie hatte noch nie die Gabe besessen, sich in andere hineinversetzen zu können. Empathie war für Mutter ein Fremdwort. Also blieb mir nur eine Möglichkeit, um endlich das tun zu können, was ich liebte. Und ich würde meinen spontanen Einfall in die Tat umsetzen, ganz egal, was Mutter darüber dachte. Dann wurde ich eben das schwarze Schaf der Familie – meinem Traum durfte das nicht im Weg stehen. Außerdem musste es doch reichen, wenn meine Schwester nach Mutters Pfeife tanzte.

Bessie schien es nichts auszumachen, keine eigenen Wünsche zu haben, und da sie ohnehin nach Lob und Anerkennung lechzte, war sie geradezu prädestiniert für die Stelle als Mutters willenslose Vorzeigemarionette.

In Rekordzeit packte ich meinen Kram zusammen. Es war nicht viel, denn das meiste würde ich bei den Normalos – wie wir Menschen ohne magische Fähigkeiten nannten – nicht benötigen.

Mein Zauberstab funktionierte außerhalb der Schule nicht, also verstaute ich ihn in meinem Nachtschrank. Mein Umhang, der lediglich verdeutlichte, welchen Rang ich innerhalb der Schulhie-

rarchie besaß, und die Schulbücher, in denen so nützliche Dinge wie ›Wie bringe ich einen Wurm zum Husten‹ gelehrt wurden, waren außerhalb dieser Gemäuer ebenfalls völlig nutz- und wertlos.

Am Ende blieb nur das Nötigste übrig. Ein paar Klamotten zum Wechseln, meine Zahnbürste, der Kamm für meine allseits verknoteten schwarzen Haare, der Rasierapparat, den Tante Emma mir mit einem stolzen Grinsen und diesem vielsagenden Zwinkern, begleitet von den Worten ›Du bist ja bereits ein richtiger Mann, Boru‹, überreicht hatte, und der MP3-Player der Normalos, den ich ebenfalls Emma verdankte – wovon Mutter selbstverständlich nichts wusste.

Ein kurzer Blick auf den Stundenplan verriet mir, dass wir in ein paar Minuten Flugkunde hatten. Perfekt. Meine Klasse würde sich im Garten aufhalten und versuchen, nicht vom Besen zu fallen, während ich unauffällig durch den Haupteingang verschwinden konnte. Dass ich in der Regel unpünktlich war, sollte also endlich mal für etwas gut sein.

Ich schulterte meinen Rucksack und schloss beim Hinausgehen leise die Tür hinter mir. Im Flur kamen mir ein paar unbekannte Schüler entgegen, alle jünger als ich und daher ein paar Stufen unter mir, und ich freute mich schon über meinen unauffälligen Abgang ... bis mein Kumpel Gregorian um die Ecke bog.

Er hatte schwarze Flecken im Gesicht, das normalerweise keine Makel aufwies und seinem Gegenüber immer ein bisschen das Gefühl gab, völlig desinteressiert an einer Unterhaltung zu sein, und ein elektrisierendes Knistern ging von seinen braunen Haaren aus.



»Was ist denn mit dir passiert?«, platzte es aus mir heraus. Das Lachen konnte ich mir nur schwer verkneifen.

Gregorian, der seit dem ersten Schultag vor sieben Jahren, als wir noch die Frischlinge gewesen waren, mein einziger Freund und Zimmergenosse war, schenkte mir einen bösen Blick und verschränkte die Arme vor dem Oberkörper. »Die dumme Davarine ist passiert. Ich geb der Gans Nachhilfe in ›Trankrezepte‹ und was macht das Mädchel? Mich in die Luft jagen.« Er schnaubte ent-rüstet.

Jetzt kicherte ich doch, verstummte aber sofort, weil Gregorian mich mit einem weiteren finsternen Blick zum Schweigen brachte.

Plötzlich weiteten sich seine Augen und er musterte den Rucksack, der über meiner Schulter baumelte. »Was willst du denn mit dem Teil?«, fragte er misstrauisch und beäugte mich von Kopf bis Fuß. »Ziemlich unpraktisch beim Fliegen, meinst du nicht?«

Ich legte den Zeigefinger an die Lippen und flüsterte: »Pst. Bitte verpfeif mich nicht, aber ich kratz die Kurve.«

Überrascht zog mein Kumpel die Augenbrauen nach oben. »Echt jetzt?«

Ich nahm den Hauch von Bewunderung in seiner Stimme wahr und drückte daraufhin den Rücken durch. Seine stumme Anerkennung für meinen Mut machte mich stolz. Er wusste nur allzu gut, wie sehr ich unter Mutters strengem Regiment litt und wie schwer mir die Entscheidung, ihre Befehle zu missachten, gefallen sein musste.

Dass ich mehr aus einem Affekt heraus handelte und mir bei der Vorstellung von Mutters Reaktion beinahe in die Hosen machte, brauchte er ja nicht zu wissen.

»Ja«, nickte ich bestätigend und grinste schräg. »Mir reicht es hier. Das ist nichts für mich, aber Mutter möchte das nicht akzeptieren«, gab ich mich lässig.

»Also haust du ab«, schlussfolgerte Gregorian lächelnd.

Seine stumme Zustimmung für mein Vorhaben wertete ich als gutes Zeichen.

»Genau«, bekräftigte ich meinen Entschluss, wissend, dass mein Mut und meine Zuversicht jederzeit bröckeln und mir wie ein nachlässig konstruierter Besen ihre Dienste verweigern konnten.

Gregorian kam ein paar Schritte auf mich zu und klopfte mir zum Abschied auf die Schulter. »Viel Glück. Und mach keinen Scheiß da draußen«, war alles, was er mir mit auf den Weg gab. Zu großartigen Abschiedsszenen war mein bester Freund eindeutig nicht fähig. Seine entspannte, manchmal auch aufgesetzt coole Art verbot es ihm, tiefeschürfende Gefühle zu zeigen.

Wie sagte Tante Emma immer so schön? Wir waren eben echte Männer.

Dass mir als Strafe für meine Flucht eine einsame Insel und der darauf befindliche Onkla – eine langweilige Glaskugel mit hellseherischen Fähigkeiten – drohen konnten, sollte mir daher auch keine Angst machen. Sollte ...

Nachdem Gregorian an mir vorübergegangen und außer Sichtweite war, stellte ich mit Bedauern fest, dass ich ihn vermissen würde.

Aber nur ihn.

Die große Eingangshalle mit den hohen Decken war leer. Ich konnte mein Glück kaum fassen und beschleunigte meine Schritte.

In Nullkommanichts hatte ich das Tor passiert und rannte den Schotterweg entlang.

Als die magische Grenze in Sichtweite kam, die wie eine verschmutzte Scheibe im Sonnenlicht glitzerte und hinter der ich einen weitläufigen Wald vorfinden würde, begann ich wieder, zu zweifeln. Zögernd drehte ich mich um und starrte auf das altertümliche Gebäude aus Stein mit seinen hässlichen grünen Dächern und dem protzigen Gartengelände.

Was sollte ich tun, wenn ich diesen Ort verlassen hatte? Ich wusste nicht einmal, wo genau ich mich außerhalb meiner vertrauten Welt wiederfinden würde. Womit fing ich an, meinen Traum zu verwirklichen?

Ich hatte keinen Plan. Nur eine Leidenschaft. Und den unbändigen Wunsch, Mutter einen Strich durch meine Zukunftsplanung zu machen. Dafür würde ich auch einem nichtmagischen Beruf nachgehen und notfalls unter einer Brücke schlafen. Irgendwie würde ich schon eine Möglichkeit finden, mich da draußen durchzuschlagen. Und sollte ich dennoch scheitern, echote die leise Stimme der Vernunft, die ich in den letzten Minuten beinahe gänzlich ausgeblendet hatte, könnte ich immer noch zurückkommen und auf allen vieren um Vergebung flehen.

Bei dieser beschämenden Vorstellung schüttelte es mich. *Zuversichtlich bleiben*, ermahnte ich mich und verbannte die Zweifel und Ängste in die hinterste Ecke meines Kopfes. Ich würde sie so lange ignorieren, bis es einen Grund gab, es nicht mehr zu tun.

Im Moment war Abhauen auf jeden Fall besser, als meine Zeit hier abzusetzen.

Mutig wagte ich den letzten Schritt und durchquerte die trübe Schutzbarriere. Auf der anderen Seite erwartete mich ein neues Leben. Und, wie ich mit Entsetzen feststellte, auch ein neuer Körper.



**H**err Grauhoff schnäuzte sich geräuschvoll und verstaute anschließend das Taschentuch in seiner Hose. Mit seiner dicken Nase und der Glatze sah er aus wie eine deformierte Pomelo. Ich hasste dieses Obst. Also hatten die beiden eine weitere Gemeinsamkeit.

Mein Mathelehrer pinselte eine Gleichung nach der anderen an die Tafel und kommentierte jede einzelne mit schlaun Erklärungen, die ich nicht mal ansatzweise verstand. Doch das störte mich nicht, denn ich hatte ohnehin nicht vor, ein weiteres Schuljahr in diesem Internat in dem winzigen Kaff, das sich Schwammberg nannte, zu verbringen.

Mama hatte keine Ahnung, was sie mir damit antat, mich in dieses Gefängnis abzuschieben. Bei uns zu Hause in Buxtehude war ich schon ungern zur Schule gegangen, doch nun war es mir nicht einmal vergönnt, nach dem Unterricht meine Sachen zu packen

und mich aus dem Staub zu machen, weil meine Schule auch gleichzeitig der Ort war, an dem ich lebte.

Meiner Ansicht nach hatte ich nie etwas getan, das meiner Mutter Gründe lieferte, mich von zu Hause wegzuschicken. Ihrer Begründung, es sei so besser für uns beide, fehlten die Argumente. Wenn man es also genau betrachtete, wollte sie mich einfach nur loswerden, damit sie genügend Zeit für ihre Affären oder weiß der Geier was hatte. In ihren Augen musste ich der verachtenswerteste und nervigste Mensch auf der ganzen Welt sein.

Leider wurde diese Vermutung von der Tatsache untermauert, dass ich keine Freunde hatte. Natürlich war dieser Umstand von mir beabsichtigt. Mit den ganzen Klugscheißern und Tussis aus meiner Klasse wollte ich nichts zu tun haben.

Lustlos kritzelte ich auf meinem Block herum und verzierte eine hässliche Karikatur von Herrn Grauhoff mit Popeln, die aus seiner Nase hingen. Noch ein paar eklige Pickel und schon war mein Kunstwerk fertig.

Ich strich mir das rabenschwarze Haar hinters Ohr und betrachtete mein Bild voller Stolz. Die Nachbildung kam dem Original ziemlich nahe – fand ich zumindest. Als ich meine Meinung überprüfen wollte und den Kopf hob, blinzelte mir das unfreiwillige Modell auch schon entgegen.

Mein Lehrer betrachtete mich mit einem strengen Blick. »Wärscht du so freundlich, deinen Freizeitaktivitäten in deiner Freizeit nachzugehen, Greta?«, fragte er mit schäumendem Mund.

Saß man im Matheunterricht bei Herrn Grauhoff in der ersten Reihe, musste man sich vor fliegenden Spuckefäden in Acht neh-

men. Und je höher sein Stresslevel wurde, desto mehr Spucke produzierte er.

Er senkte den Kopf und musterte meinen Block. Augenblicklich rümpfte er die Nase und runzelte die Stirn. »Kannst du mir sagen, wen du da gemalt hast?«

Ich sah erst ihn, dann das Bild und schließlich wieder meinen Mathelehrer an. Unschuldig klimperte ich mit meinen langen Wimpern und lächelte. »Aber erkennen Sie sich denn nicht wieder?«

Herrn Grauhooffs Kopf lief rot an. Sein Stresslevel musste bereits ziemlich hoch sein.

Ich unterdrückte den Drang, mir zum Schutz die Hand vor das Gesicht zu halten, und wartete ab, bis er seinem Zorn Luft verschaffte. Die Pomelo war nun offensichtlich ziemlich ungenießbar.

»Zum Direktor! Sofort!«, brüllte er.

Zufrieden stellte ich fest, dass es ihn viel Selbstbeherrschung kostete, mir nicht hier und jetzt eine zu scheuern. Ob ich das letzte bisschen Beherrschung doch noch aus ihm herauskitzeln sollte? Nur zur Sicherheit? Ich wollte nicht riskieren, mit einer milderen Strafe als dem Schulverweis gemäßregelt zu werden.

Denn das war mein Ziel: von der Schule fliegen.

Seelenruhig packte ich den Block und die wenigen Stifte ein, die ich besaß, und erhob mich von meinem Platz. Ein paar Mitschüler warfen mir abschätzige oder schadenfrohe Blicke zu. Ich ignorierte sie.

Darin hatte ich Übung.

Als ich am Pult vorbeiging, zu dem Herr Grauhoff zurückgekehrt war, hielt er mich auf und sagte: »Deinen Block überlässt du mir.«

»Wieso? Wollen Sie sich Ihr Portrait auf die Toilette hängen?«, wollte ich in arglosem Tonfall wissen und legte den Kopf schief. »Ich denke, da würde es ganz gut hinpassen.«

Ich hatte es nicht für möglich gehalten, doch das Rot seines Gesichts wurde noch eine Nuance kräftiger. Er riss mir das Blatt, das ich aus meinem Rucksack gekramt hatte und ihm entgegenhielt, aus der Hand und fügte hinzu: »Dein Grinsen und deine Überheblichkeit werden dir schon noch vergehen. Und jetzt wird dich Peter ins Sekretariat begleiten.«

Sobald er seinen Namen gehört hatte, sprang der Liebling der deformierten Pomelo auf und meldete sich zum Dienst.

Ich stöhnte hörbar.

»Begleite Greta bitte zum Direktor und Sorge dafür, dass er das hier erhält«, befahl mein Lieblingslehrer und deutete mit seinem Wurstfinger in Richtung Tür, während er meinem Schulkameraden das Blatt Papier aushändigte.

Peter nickte eifrig und nahm meine Kritzelei an sich.

*Warum salutierst du nicht auch noch, wie es sich für einen guten Laufburschen gehört?*, dachte ich gehässig und hatte in diesem Moment die Vorlage für mein nächstes Kunstprojekt auserkoren.

Auf dem Weg zum Büro des Rektors warf mir Peter alle fünf Sekunden einen misstrauischen Blick zu. Womöglich befürchtete er, ich würde jeden Augenblick davonrennen. Das konnte er verges-



sen, immerhin wollte ich ganz offiziell von der Schule geworfen werden. Weglaufen passte nun wirklich nicht zu meinem Plan.

Peter legte einen Zahn zu, überholte mich und klopfte vorbildlich in einem gleichmäßigen Rhythmus an die Tür. Dann drückte er die Klinke hinunter und stolzierte ins Sekretariat.

»Ich soll Greta zum Direktor bringen und das hier abgeben«, verkündete er Frau Birkdorn, die gelangweilt auf ihren Computer gestarrt hatte und nun Peter ihre Aufmerksamkeit zukommen ließ.

Von ihrem Platz betrachtete die Sekretärin den Zettel, den er in seiner Hand hielt, und stemmte sich schließlich aus ihrem bequemen Bürostuhl. Langsam wie eine alte Schildkröte – mit der sie sich vor allem das gemächliche Verhalten und die runzlig anmutende Haut teilte – schlurfte sie in unsere Richtung. Warum sie sich über meine Anwesenheit nicht wunderte, bedurfte wohl keiner Erklärung.

Sie nahm mein Kunstwerk an sich und ich hätte schwören können, ich sah ein kleines Schmunzeln über ihre schmalen Lippen huschen, das allerdings im selben Moment wieder verblasste.

»Danke, Peter. Du kannst jetzt wieder zum Unterricht«, schickte sie den Pomelo-Liebling davon.

Dieser nickte höflich und verschwand.

Frau Birkdorn wandte sich mir zu. »So, Greta, ist es mal wieder so weit?«

»Sie wissen doch, wie sehr ich unsere wöchentlichen Treffen schätze.« Ich zwinkerte ihr zu und schlug den Weg zum Büro des Rektors ein. »Ich weiß schon, wo es lang geht. Machen Sie sich keine Umstände«, wollte ich sie abwimmeln, die Tür am Ende des

Raumes fest im Blick, doch die Sekretärin heftete sich an meine Fersen.

Als würde ich über ihren Schreibtisch hechten und aus dem Fenster neben selbigem springen wollen!

Tatsächlich war sie mir aber wegen des Beweismaterials gefolgt, das sie, nachdem wir in dem Büro ihres Chefs angekommen waren, auf seinem Schreibtisch platzierte.

»Warte hier«, meinte sie und wandte sich wieder zum Gehen. »Herr Traube ist noch in einer Besprechung, aber er sollte bald zurück sein.«

Ich dankte ihr und warf mich seufzend in den Sessel vor dem Tisch. Gelangweilt ließ ich meinen Blick im Zimmer umherschweifen. Eine Menge Regale standen an den Wänden, vollgestopft mit Ordnern, Papierkram und Akten. Ich kannte diesen Raum fast so gut wie mein Zimmer hier im Internat, weil ich viel Zeit in ihm verbrachte. Daher bemerkte ich auch die neue Zimmerpflanze, die vor wenigen Tagen noch nicht neben der Vitrine mit den vielen Familienfotos und Reiseandenken gestanden hatte.

Über Herrn Traubes Sentimentalität in Bezug auf schöne Erinnerungen und deren Aufbewahrung konnte ich nur lächeln. Ich könnte nicht einmal eine einzige Sache vorweisen, die mir wichtig wäre.

Fünf Minuten später erschien der Herr Direktor höchstpersönlich in seinem Büro. Ich nickte ihm lässig und wenig respektvoll zu, während ich eine Haarsträhne um meinen Finger wickelte.

Herr Traube nahm Platz, lehnte sich zurück und musterte mich. »Was ist es dieses Mal?«, wollte er nach einigen Sekunden des

Schweigens wissen. Er klang nicht frustriert, doch das würde ich schon noch aus ihm herauskitzeln.

Mit einem unüberhörbaren Hauch Arroganz in der Stimme antwortete ich: »Suchen Sie sich was aus.«

»Vor zwei Wochen das Gekritzel auf dem Tisch, letzte Woche die Essensschlacht in der Cafeteria, gestern die Beleidigung gegenüber einer Mitschülerin, und jetzt das.« Er nahm meine Karikatur vom Tisch und betrachtete sie eingehend. »Ich nehme an, das soll Herrn Grauhoff darstellen?«

»Endlich jemand, der die Ähnlichkeit erkennt«, schmunzelte ich und lehnte mich zufrieden im Sessel zurück.

»Das ist alles andere als lustig, Greta«, brummte Herr Traube in vorwurfsvollem Tonfall und sah mich streng an.

Ich verdrehte die Augen und verschränkte die Arme vor meinem Oberkörper, während ich seinen Blick stumm erwiderte.

»Das passiert wirklich nicht häufig, aber mir gehen langsam die Bestrafungen aus«, fuhr der Direktor resigniert fort. »Nichts scheint bei dir zu helfen. Was ist los mit dir?« Ein weiterer strenger Blick von ihm und Augenrollen meinerseits. »Gibt es etwas, das dir zu schaffen macht? Hast du mit jemandem Streit? Oder Probleme?«

Genervt stöhnte ich und schüttelte den Kopf. Das einzige Problem, das ich hatte, war mein Aufenthalt in dieser Irrenanstalt.

»Gut.« Er nickte und fuhr sich mit einer Hand durch das schütterte Haar. »Dann sehe ich keine andere Möglichkeit ...«

Ich spitzte die Ohren. Konnte es sein ...?

In freudiger Erwartung meines Internatsverweises richtete ich mich kerzengerade auf und schaffte es nur mit Mühe, mein Grinsen zu unterdrücken. Bald würde ich wieder nach Hause dürfen.

Gespannt hing ich an seinen Lippen, als Herr Traube fortfuhr:  
»Du kannst über dein Verhalten nachdenken.«

Wie bitte?

»Während des Hofdienstes.«

Sollte das ein Witz sein?

»Jedes Wochenende.«

Ganz klar ein Scherz.

»Und zwar für die nächsten zwei Monate.«



**D**as musste ein Traum sein. Ein Albtraum. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich gleich in meinem Bett aufwachen und den Schock abschütteln würde.

Steif wie ein Kuscheltier, rührte ich mich nicht von der Stelle. Hinter mir surrte die magische Grenze, die ihr Innenleben vor der Welt versteckte.

Ich war mir sicher, ich würde gleich aufwachen.

Blinzelnd hob ich mein Bein, doch alles, was sich bewegte, war eine mit Fell überzogene schwarze Pfote.

Zufälle gibt's.

Ich senkte mein Bein wieder und das Büschel machte es mir nach.

Na gut, das war beunruhigend.

Langsam drehte ich den Kopf, um zu sehen, ob sich vielleicht eine spiegelnde Oberfläche in der Nähe befand, in der ich mich betrachten könnte.

Doch dieses Glück war mir nicht vergönnt. Vor und neben mir erstreckte sich nur der große Wald. Die Zauberschule war mitten in das Herzstück eines Baumschungels gesetzt worden.

*Ruhe bewahren*, befahl ich mir. Womöglich war ich nur in eine Falle getappt. Ein Dummer-Jungen-Streich, ein Zauber, der nur wenige Minuten oder eventuell ein paar Stunden anhalten und sich dann verflüchtigen würde.

Das klang plausibel und nach etwas, womit ich leben konnte. Denn ich hatte mich gerade ganz offensichtlich in ein Tier mit vier Pfoten verwandelt.

Plötzlich fiel mir auf, dass ich meinen Rucksack nicht mehr auf dem Rücken trug. Panisch blickte ich mich um und entdeckte ein Knäuel aus Stoffen am Boden, unter dem ein Riemen hervorlugte.

Unsicher setzte ich eine Pfote vor die andere. Auf vier Beinen zu laufen, war eine vollkommen neue Erfahrung. Es fühlte sich gleichzeitig fremd und vertraut an. Fremd, weil ich mich immer als Mensch fortbewegt hatte, und vertraut, weil mein neuer pelziger Körper wusste, was er tat. Als hätte man mein Hirn in einen Kater gepflanzt, was ja scheinbar auch stimmte.

Mein neuer, hoffentlich zeitlich begrenzter Körper erkannte sofort, was er war. Die Tatsache sickerte allerdings nur langsam in mein Hirn, wie eine zu dickflüssigem Schleim verarbeitete Information.

Verflucht, ich war ein Kater.

Ein schwarzes, flauschiges, pelziges, wendiges Raubtier mit spitzen Reißzähnen und einem – wie ich feststellte – weitaus größerem Blickfeld als dem eines Menschen. Ich war ein Tier, das sich seinen Hintern ableckte, mit Mäusen spielte und Vögel jagte.

Jetzt, wo ich so darüber nachdachte, verspürte ich den Wunsch nach einer Hetzjagd. Ich wollte meine Krallen ausfahren und in dem erdigen Waldboden versenken, wollte das Laub unter mir rascheln hören.

Schnell schüttelte ich dieses Bedürfnis ab und versuchte, mich auf die wichtigen Dinge zu fokussieren. Schließlich war ich nicht wirklich eine Katze. Ich war ein Mensch mit Sinn und Verstand, der sich nicht von Trieben und purem Instinkt leiten ließ.

Wie konnte das passieren? Wie konnte ich meine Gestalt wechseln?

Hatte ich vielleicht eine Gabe, von der ich nichts wusste und die sich in den unpassendsten Momenten zeigte? Gerade dann, wenn ich mich heimlich davonstehlen wollte? Was sich allerdings als Katze durchaus einfacher gestalten dürfte.

Ich schüttelte meinen Kopf und starrte auf einen kleinen Vogel, der sich auf einen tief hängenden Ast gesetzt hatte.

Nein. Das konnte nur Mutters Werk sein. Sie hatte mich verhext, um dafür zu sorgen, dass ich diese Schule niemals als Mensch verließ. Was zur Folge hatte, dass ich meinen Traum nicht verwirklichen würde. Welcher Kater konnte schon singen?

Ich testete meine Stimmbänder und stellte enttäuscht fest, dass ich lediglich ein Katzenjammern erzeugte. Und es klang nicht mal schön. Meine Karriere bei den Normalos war ruiniert, bevor sie angefangen hatte.

Diese Erkenntnis versetzte mir einen schmerzhaften Stich ins Herz. Wut, Angst, Hass, Traurigkeit und eine Menge negativer

Gedanken versammelten sich in meinem Kopf und kämpften um die Oberhand.

Das Rennen machte der Zorn auf Mutter. Was hatte sie nur getan? Hatte sie mich ... verflucht?

Ein heiseres Krächzen verließ meine Kehle.

Das kam davon, wenn man handelte, bevor man nachdachte. Ich hätte ahnen müssen, dass ich diesen Ort nicht ohne Weiteres verlassen konnte. Mutter hatte immer ein Ass im Ärmel. Sie vertraute mir nicht und traf daher offenbar sämtliche Sicherheitsvorkehrungen, die gewährleisten sollten, dass ich mich ihrem Willen beugte.

Doch ein Fluch war selbst für sie unter der Gürtellinie. Wer verfluchte denn sein eigenes Kind? Hasste sie mich so sehr? War ich ihr mit meinem Wunsch nach Selbstbestimmung ein solcher Dorn im Auge? Zahlreiche Meinungsverschiedenheiten, die sich um das Thema ›Ich habe keine Lust, so zu werden wie du‹ gedreht und mehr einer Schimpftirade als einer ebenbürtigen Diskussion geglichen hatten, sprachen dafür.

Doch wie konnte sie derartige Drohungen wahr machen, die, wenn ich im Nachhinein darüber nachdachte, tatsächlich von ihr erwähnt worden waren?! Flüche waren gefährlich. Als ausgebildete Hexenmeisterin wusste sie das nur allzu gut.

Was, wenn sie doch nicht so perfekt war, wie sie dachte, und ihr ein Fehler unterlief? Besonders gefährlich wurde es, wenn man eine Person aus weiter Entfernung verfluchte. Der Zauber konnte schiefgehen. Er konnte seine Wirkung verfehlen, aus Versehen die falsche Person treffen!



Mein Herz polterte in nachhallender Panik vor allem, was hätte schiefgehen können, in meinem Brustkorb umher. Ich hätte ein Bein verlieren können. Meine Arme. Womöglich meine Seele!

In meinem Kopf rotierten die Gedanken. Da mein Katzenkörper in Ordnung schien, waren ihr anscheinend keine Fehler unterlaufen. Gut, das bedeutete ... Was bedeutete das? Blieb ich jetzt ein Kater? Würde sie mich in einen Zwinger sperren und bis an mein Lebensende als Haustier halten? Hatte die Grenzüberschreitung den Fluch aktiviert? Würde sie es wissen, wenn es so war?

Ich hätte im Fach ›Flüche und ihre Tücken‹ besser aufpassen sollen. Wenn ich mich recht erinnerte, gab es permanente Flüche und zeitlich begrenzte, dann diejenigen, die je nach Gefühlslage des Opfers zuschlugen, und solche, die eine bestimmte Tat voraussetzten.

Hatten wir nicht letztes Jahr das Beispiel eines Lehrlings durchgenommen, der sich immer dann in ein unförmiges Stück Gold verwandelte, wenn er dringend auf die Toilette musste? Laut unserem Lehrer hatte der arme Teufel einen Esel mittels eines Fluchs in einen Goldesel verwandeln wollen, nur leider vergessen, dass Tiere nicht mit Flüchen belegt werden konnten. Ebenso wie Pflanzen. Die Unschuld der Natur war für uns Hexer und Hexen unantastbar. Es hatte im Laufe der Jahre mehrere Fälle gegeben, in denen versucht worden war, dieses ungeschriebene Gesetz zu missachten und die negative Zauberei zum eigenen Vorteil zu nutzen. Und alle hatten sie damit geendet, dass der Fluch des Verantwortlichen mit meist unschönen Nebenwirkungen auf ihn übergegangen war.

Genau. Deshalb die Geschichte. Damit wir gar nicht erst auf dumme Gedanken kamen. Aber das passte nicht auf meine Situation. Es musste eine weitere Fluchart geben.

Angestrengt aktivierte ich meine grauen Zellen, versuchte, mich an den Unterrichtsstoff zu erinnern.

Wie eine Erleuchtung erschien plötzlich das Wort *Ortsabhängigkeit* vor meinem geistigen Auge. Das musste es sein! Ein Fluch, der an den Ort, an dem sich der Träger befand, gekoppelt war. Indem ich die Grenze überschritten hatte, hatte ich den Fluch entfesselt. Ich war zur Katze geworden.

Übelkeit drehte mir den Magen um. Was sollte ich jetzt tun? Hier abbrechen? Aufgeben? Meinen Traum begraben? Umkehren? Wusste Mutter, was passiert war?

Ein verärgertes Fauchen verließ meine Kehle. Wieso hatte ich im Unterricht nicht besser aufgepasst?

Spürte der Peiniger, wenn sein Opfer einen Fehler gemacht hatte?

So viele Fragen, auf die ich keine Antwort fand. Andererseits ... Was änderte sich, wenn meine Vermutungen und Befürchtungen zutrafen? Oder eben nicht? Ich wollte nicht einen Tag länger mit einem Leben verschwenden, das ich mir nicht ausgesucht hatte.

Wen kümmerte es schon, ob Mutter bereits über meinen Ungehorsam Bescheid wusste? Offensichtlich mich, denn bei dem Gedanken, ihr in naher Zukunft gegenüberzustehen, schüttelte sich mein neuer Körper, als würde er sein Fell verlieren wollen.

Wenn Mutter unterwegs war, wusste ich, was ich tun musste.

Ich ließ meine Habseligkeiten und Kleidung Habseligkeiten und Kleidung sein und stürzte in den Wald. Ich rannte zwischen Büschen hindurch und an Bäumen vorbei, die sich dicht aneinanderdrängten, und wurde immer schneller. Ich flog beinahe und stellte erfreut fest, dass ich als Kater um einiges schneller unterwegs war als in Menschenform.

Schon bald lag die Zauberschule weit hinter mir und die Baumdichte wurde höher. Auf einer kleinen Lichtung machte ich eine Pause und überließ meinen Instinkten die Führung.

Mein Katzenkörper brachte mich zu einem kleinen Bächlein, an dem ich meinen Durst stillte. Ich schlabberte das kühle Wasser und ließ meinen Puls etwas herunterfahren. Der Sprint hatte meinen Kopf klarer werden lassen.

Im Moment war ich unsicher, wie es weitergehen sollte, aber eines war gewiss: Ich war nicht derjenige, der nachgeben würde. Mutter konnte nach mir suchen, bis sie schwarz wurde. Wenn sie mich finden wollte, musste sie jeden Stein einzeln herumdrehen. Ich würde mich so gut verstecken, dass nicht einmal ein Ortungszauber meinen Aufenthaltsort herausfinden konnte. Lieber blieb ich ein Kater, als mir meinen Willen brechen und Träume zerstören zu lassen.

Nachdem ich eine Weile die Sonnenstrahlen auf meinem Fell genossen hatte, streckte ich mich und gähnte herzhaft. Die neu gewonnene Energie verlieh mir Zuversicht, daher setzte ich mutig meinen Weg fort.

Als eine Waldmaus meinen Weg kreuzte, jagte ich ihr hinterher, ohne meinem Körper den Befehl dazu gegeben zu haben. An meine Impulsivität würde ich mich noch gewöhnen müssen.

Ich verfolgte das kleine Nagetier durchs Unterholz und verlor ein paar Büschel Fell an Geäst, das mich kratzte und schnitt. Als das Vieh in einem Erdloch verschwand, buddelte ich verzweifelt in der Erde, doch ich hatte seine Spur längst verloren.

Mein Magen knurrte. Mir wurde mulmig zumute, als ich daran dachte, was ich als streunender Kater würde essen müssen. Viel Auswahl hatte ich nicht. Entweder jagte ich oder sah zu, dass ich jenseits des Waldes, fern von allem Magischen, einen barmherzigen Normalo fand, der mich durchfüttern würde. Abfall war natürlich auch eine Alternative.

Was sollte ich allerdings tun, wenn Mutter niemals nachgab? Musste ich in diesem Fall für alle Zeit mein Dasein als schwarzer Kater fristen?

Ich beschloss, meine Sorgen in die hinterste Ecke meines Kopfes zu verbannen – darin war ich schließlich Experte – und mich erst einmal um das Hungerproblem zu kümmern.



Ich war stinksauer. Da benahm man sich schon so daneben, wie es nur ging, und dann wurde man nicht mal der Schule verwiesen.

Wer glaubte Herr Traube, zu sein, dass er den netten und verständnisvollen Rektor spielen konnte? Wäre mein Mathelehrer Herr Grauhoff an seiner Stelle, würde ich bereits im Zug Richtung Heimat sitzen.

Es war zum Haareausreißen.

Wütend stapfte ich den Flur entlang und beschloss kurzerhand, den restlichen Unterricht für heute zu schwänzen. Noch verständnisvoller konnte ich nicht behandelt werden. Vermutlich könnte ich den Rektor persönlich beleidigen und er würde mich nicht von seiner Schule schmeißen. Wen also kümmerte es, wie ich mich benahm?

Zielstrebig ließ ich die hässlichen gelb gestrichenen Flure mit ihren spartanisch eingerichteten Klassenzimmern links liegen, haste-

te an der Mensa vorbei, wo bereits fleißig das Mittagessen vorbereitet wurde und mir ein großer Schwall Bratenduft entgegenkam, bog in den Wohntrakt ab, ignorierte einen Lehrer, der mir entgegenkam und mich misstrauisch bäugte, und riss die Tür zu meinem Zimmer auf.

Im Internat gab es zwei Arten von Unterkünften. Die eine besaß zwei Stockbetten, also vier Schlafmöglichkeiten, und die andere nur ein Etagenbett plus ein Einzelbett.

Die ersten Wochen nach meiner Ankunft vor ungefähr vierzehn Monaten hatte ich in einem Dreibettzimmer verbracht. Dass ich dieses große Zimmer inzwischen für mich allein hatte, war meiner unbeugsamen Hartnäckigkeit und meinem einnehmenden Charakter zu verdanken.

In einer schnellen Zusammenfassung der damaligen Ereignisse würde man meinen Mitbewohnerinnen dabei zusehen, wie sie hysterisch kreischend die Flucht ergriffen.

Herr Grauhoff wäre mich wohl am liebsten damals schon losgeworden. Wir waren nicht sonderlich gut aufeinander zu sprechen, was hauptsächlich daran lag, dass er das Auge und ich den Dorn darin symbolisierte.

Dass man mir das Dreibettzimmer beinahe widerstandslos überlassen hatte, führte ich auf die Faulheit und die Problemumschiffung des Personals zurück. Warum mich in die Schulgemeinschaft eingliedern, wenn doch genügend freie Betten zur Verfügung standen? Mir war es recht und so kam es, dass sich meine Wenigkeit eines Privatraumes erfreuen konnte – mit drei Schlafmöglichkeiten.

Ich öffnete das Fenster, das mir einen wunderschönen Blick in den Garten bot, und warf mich auf mein Bett. Heute war Mittwoch, was bedeutete, ich musste in zwei Tagen meine Strafe antreten. Leider hatte Herr Traube mir erklärt, dass er, wenn er ›Wochenende‹ sagte, den Freitagabend mit einschloss.

Mein verlängertes Wochenende würde ich also damit verbringen, achtlos weggeworfenen Verpackungsmüll, alte Kaugummis, Zigarettensammel (streng genommen sollte es die eigentlich nicht geben, denn man durfte auf dem Gelände nicht rauchen, wir Minderjährigen schon gar nicht, aber wen kümmerte das?), leere Dosen und Flaschen, vergessene Hausaufgaben und Plastik aller Art vom Gelände aufzulesen.

Bei diesen Aussichten hätte ich meinen Frust am liebsten materialisiert und gegen die Wand gepfeffert – und den Kopf von Herrn Grauhoff gleich mit dazu.

Es klopfte. Ich tat, als würde ich schlafen. Doch es klopfte wieder und wieder und wieder. Deshalb sprang ich genervt von der Matratze und stürzte zur Tür. Mit einem Ruck riss ich sie auf und hätte beinahe eine Kopfnuss kassiert, weil Cassie gerade ihre Faust erhoben hatte, um erneut zu klopfen. Erschrocken zuckte sie zusammen, gewann jedoch schnell ihre Fassung wieder und stürmte an mir vorbei ins Zimmer.

Meine Cousine war ein Mensch mit wenigen guten und vielen nervigen Eigenschaften. Zum Beispiel konnte sie es einfach nicht lassen, ihre Nase in meine Angelegenheiten zu stecken. Mein Leben ging sie wirklich nichts an, aber das akzeptierte sie nicht. Sie

plapperte, wenn sie besser den Mund halten sollte, ärgerte sich, wenn es keinen Grund dafür gab, motzte mich an, obwohl ich nichts getan hatte, und blieb hartnäckig an dem Wunsch kleben, mich ›erziehen‹ zu wollen, auch wenn ich ihr jedes Mal zeigte, dass sie sich an mir die Zähne ausbeißen würde. Sie glaubte an das Gute in den Menschen – was ich ziemlich naiv fand. Und auch wenn sie wie ein blond gelockter, wunderschöner Engel aussah, mir gegenüber war sie manchmal – natürlich nur zu meinem Besten – der Teufel in Person.

»Ich kann mich nicht daran erinnern, dich hereingebeten zu haben«, blaffte ich. Dann drehte ich mich zu ihr herum und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ach, halt die Klappe, Greta«, erwiderte sie unwirsch. »Milow hat mir erzählt, dass du schon wieder zum Rektor musstest.«

»Ja und?« Ich zuckte gleichgültig mit den Schultern und schlen- derte zurück zu meinem Bett.

»Fliegst du von der Schule?« Cassie baute sich vor mir auf und sah streng auf mich herunter.

Sie wollte nicht einmal mehr wissen, was ich verbochen hatte. Das überraschte mich etwas, da sie normalerweise erst in Erfahrung brachte, ob ich zu Unrecht bestraft wurde. Diese Hoffnung hatte sie offensichtlich aufgegeben. Es war noch nie vorgekommen, dass ich meine Erziehungsmaßnahme nicht verdient hatte, was jedoch völlig plausibel war, da ich ja Mist bauen *wollte*, um hier offiziell wegzukönnen.

Ich hatte schon darüber nachgedacht, einfach abzuhaufen, aber dafür war ich dann wohl doch zu feige. Ich gab es nicht gern zu, aber leugnen konnte ich es nicht.



Ich streckte meine Arme von mir und gähnte herzhaft, was Cassie die Zornesröte ins Gesicht trieb. »Ich kann dich beruhigen, Cousinchen. Sie haben mir nur den Hofdienst für die nächsten Jahrzehnte aufgehalst«, erklärte ich ihr herablassend.

Wie ein wütender Stier stampfte sie im Zimmer auf und ab und warf mir immer wieder böse Blicke zu. Mit ihren eins fünfundsechzig und den blonden Locken war sie jedoch alles andere als einschüchternd.

Ich belächelte ihre Dramaqualitäten und entschied, sie zu ignorieren. Cassie wurde man nicht los, wenn man sie zum Gehen zwingen wollte. Je mehr man gegen sie ankämpfte, desto mehr blieb sie haften. Wie ein ekliger Ausschlag. Bei ihrem Kaliber kam man nur mit Resignation weiter. Was so viel hieß wie: Ich musste ihr zeigen, was für ein hoffnungsloser Fall ich war.

»Ich weiß echt nicht, was ich noch machen soll«, stöhnte sie und warf theatralisch die Hände in die Luft. »Was denkst du dir eigentlich dabei? Was geht in deinem abgedrehten Hirn vor, Greta? Nimmst du Drogen?«

Offenbar übertrieb sie es mit dem Auge, das sie auf mich werfen sollte. Wer weiß, was meine Mutter ihrer Schwester – also Cassies Mutter – alles über mich erzählte?

»Wo sollte ich denn bitte Drogen herbekommen?«, blaffte ich sie an.

Eher würde Elvis von den Toten auferstehen, als dass einer dieser polierten Streber hier Dealer-Potenzial entwickelte. Noch dazu befanden wir uns so ziemlich am Arsch der Welt. Eine Pleite für jeden Geschäftsmann, der seine Geschäfte mit Stoff machte. Man

konnte nicht einmal legale Güter im Internet bestellen, weil das verboten war und nur durch einen schriftlichen Antrag genehmigt werden konnte. Mit dieser Regel hatte ich schon Bekanntschaft gemacht.

Vor ein paar Monaten hatte ich versucht, einen Film über Amazon zu ordern. Das Paket war sogar verschickt, im Internat dann allerdings ausgerechnet von Herrn Grauhoff abgefangen worden, der es natürlich sofort seinem Chef gepetzt hatte. Das Ende vom Lied war eine Woche Nachsitzen gewesen. Seitdem wurde die Internetnutzung noch stärker eingeschränkt. Etwas, was mir meine Mitschüler immer noch übel nahmen.

Aber die Lehrer hatten kein Verständnis dafür. Wozu sollten Jugendliche auch Dinge bestellen wollen, wenn man doch hier wie ein Kaiser behandelt wurde und alles bekam, was man wollte? Seine Freiheit ausgenommen.

»Du treibst mich noch in den Wahnsinn«, setzte Cassie ihren Vortrag fort. »Deine Mutter hat dich nicht hierhergeschickt, damit du noch verkorkster wirst.«

Jetzt rappelte ich mich doch auf und stützte mich auf den Unterarmen ab, während ich sie aus schmalen Augen anfunkelte. »Was soll das denn heißen?«

»Ich habe es so satt, nett zu dir zu sein.« In einer arroganten Geste warf sie sich die blonden Haare über die Schultern und verschränkte die Arme vor dem Oberkörper. »Du bist die pure Zeitverschwendung.«

»Keiner zwingt dich, dich mit mir abzugeben«, knurrte ich und ließ mich wieder aufs Bett fallen.

»Ich wüsste echt gern, was dein verdammtes Problem ist!« Ihre Stimme schnellte eine Oktave nach oben und weckte in mir das Bedürfnis, mir die Ohren zuzuhalten. Cassies Stimme war beinahe noch nervtötender als die Worte, die sie damit von sich gab.

Da ich jedoch kein kleines Kind war, unterdrückte ich das trotzi-ge Verhalten, das ich bei ihr an den Tag legen wollte, und blaffte stattdessen: »Im Moment bist *du* mein Problem!«

»Argh!« Sie funkelte mich böse an – weil sie ganz offensichtlich keine Ahnung hatte, was sie erwidern sollte – und rauschte dann endlich davon. Mit einem lauten Knall fiel die Tür hinter ihr ins Schloss und sie hinterließ eine mit Wut beladene Stille.

Ich streckte ihr im Nachhinein die Zunge raus – ein kleines Zu-geständnis an das beleidigte Kind in mir, das nun doch seine Ge-fühle zum Ausdruck bringen wollte – und vergrub meinen Kopf im Kissen.

Dass meine Cousine dasselbe Internat besuchte wie ich, war kein Zufall. Unsere Mütter hatten das arrangiert, damit Cassie mich ein bisschen ›leiten‹ konnte. Mama hatte wohl gehofft, sie würde auf mich abfärben und ein paar ihrer Manieren würden an mir kleben bleiben wie Kaugummi in den Haaren.

Aber Mama hatte mich auch unterschätzt. Dank ihres Desinte-resses an der eigenen Tochter kannte sie mich zu wenig. Meine Ausdauer und Sturheit ließen sich nicht so leicht brechen. Zwei der wenigen Dinge, die wir gemein hatten.



**A**ngewidert starrte ich auf meine zukünftige Mahlzeit. Im Augenblick bezweifelte ich sehr, dass ich mich dazu überwinden konnte, in eine tote Maus zu beißen, an der schon ein anderes Tier geknabbert hatte. Eine ihrer winzigen Pfoten fehlte, ebenso ihr Kopf. Ich hätte meinen unsinnigen Plan, der eigentlich keiner war, beinahe über Bord geworfen und meiner Mutter ihren Willen gegeben, aber ... eben nur fast, denn mein Magen knurrte und lechzte nach dem Stück totem Getier, das zu meinen Pfoten lag.

Ich schloss die Augen und tat, was ich tun musste.

Nach meiner Mahlzeit schwor ich mir hoch und heilig, nie wieder frische – oder leicht abgestandene frische – Beute zu verspeisen und mir einen Futtergeber zu suchen. Denn nicht nur Hexen hielten sich Katzen als Haustiere.

Bald ließ ich den Wald ebenso wie meine verstörende Fresserfahrung hinter mir und rannte über ein gigantisches Feld, das sich

vor mir erstreckte. Aus dieser Perspektive wirkte alles viel größer und weitläufiger. Die Welt roch nach Freiheit und Abenteuer. Ich bekam das Gefühl, alles erreichen zu können, was ich mir vornahm. Mein Traum rückte augenscheinlich in greifbare Nähe, ganz egal, ob ich im Moment noch ein Kater war.

Natürlich wäre es ein Leichtes, umzukehren und bei Mutter um die Rücknahme des Fluches zu betteln. Doch noch brannte in mir die Hoffnung, eine Lösung für meinen Zustand finden zu können und dann ein neues Leben zu beginnen. Ein Leben, in dem ich nicht als Enttäuschung und Träumer bezeichnet wurde und meine Zukunft gestalten durfte, wie ich es wollte. Mutter musste sich endlich eingestehen, dass ich niemals so sein würde, wie sie mich haben wollte.

Halme peitschten gegen meinen Körper, die mir als Mensch lediglich bis zu den Knien gereicht hätten. In einigen hundert Metern Entfernung konnte ich die Umrisse einer Kirche erkennen. Zumindest nahm ich an, dass es eine war, denn das Gebäude besaß einen Glockenturm. Dort musste ein Dorf sein, und wo ein Dorf war, gab es Menschen, die Tiere hielten. Und wo Tiere lebten, fiel ein Kater nicht auf.

Je näher ich meinem Ziel kam, desto deutlicher waren Scheunen und Wohnhäuser auszumachen. Das Gras wurde niedriger und streifte schließlich nur noch meine seidigen Beine. Die Sonne und das Rennen hatten meinem Körper ordentlich eingeheizt und ich hechelte wie ein Teilnehmer an einem Flusen-Match. (Nur zur Info: Ein Flusen-Match ist ein Wettkampf mit Flugbesen, bei dem es Ziel ist, seine Gegner abzuhängen, als Erster eine von drei Flag-

gen zu finden und sie zum Startpunkt zurückzubringen. Ich hatte von Normalos gehört, die glaubten, man könne mit jedem x-beliebigen Besen fliegen. Was für ein Blödsinn.)

In meinem Hirn übernahm ein einziger Gedanke die Oberhand: trinken. Ich war kurz vorm Verdursten. So fühlte es sich jedenfalls an.

So schnell ich konnte, flitzte ich durch Gassen, rannte Straßen entlang und hielt permanent nach einem Brunnen, Teich oder einer Katzenklappe Ausschau.

Schon bald wurde ich fündig. Das Gatter zu einem eingezäunten Garten stand offen und lud mich förmlich ein, sein Grundstück zu erkunden. Es grenzte an ein kleines, aber hübsches Bauernhäuschen. Die Besitzer waren offenbar nicht zu Hause, denn eine gespenstische Stille lag über dem Anwesen. Die Terrassentür und damit das Innere des Hauses konnte ich vergessen, denn die war verschlossen. Stattdessen weckte ein sanftes Plätschern meine Aufmerksamkeit.

Ich folgte dem Geräusch und fand zu meiner Freude einen kleinen Teich. Ein Frosch aus Plastik thronte auf einem fetten Stein und spie Wasser in das verlockend glitzernde Nass.

Wie ein schwarzer Komet schoss ich auf diese kleine Oase zu und schlabberte drauflos. Es schmeckte etwas abgestanden und nach Algen, aber damit konnte ich leben.

Erfrischt und wieder klar im Kopf, streckte ich mich auf der Wiese aus und leckte über meine Pfoten, meinen Bauch, mein Gesicht und ...

Schockiert erstarrte ich und ließ dann ganz langsam mein Bein sinken. Was hatte ich da gerade getan? Offenbar war in mir mehr Kater, als ich befürchtet hatte.

Es war an der Zeit, mein weiteres Vorgehen zu planen. Die Schnapsidee, einfach abzuwarten, dass sich der Fluch von allein verflüchtigte, warf ich über Bord, denn in mir keimte der Verdacht, dass das nicht funktionieren, ich mich in dem Fall irgendwann vergessen und ein richtiger Kater werden würde.

In der Zauberschule hatten wir von Hexern erfahren, die ihren Wandlungszauber überstrapaziert hatten. Je länger man in dem Körper eines Tieres steckte, desto mehr vergaß man sich. Die Natur gewann die Oberhand und passte den Geist, in diesem Falle den des Hexers oder der Hexe, seiner physischen Erscheinung an. Ich durfte nicht länger als ein Jahr ein Kater bleiben. Ich musste einen Weg finden, wie ich wieder *ich* werden konnte, was sich schwierig gestalten dürfte, da ich außerhalb der Schule nicht zaubern konnte und durfte.

Ob Mutter mein Dilemma geplant hatte? Ohne sie konnte ich nicht singen und mit ihr durfte ich es nicht. Vielleicht war es das i-Tüpfelchen ihrer Bestrafung.

Unschlüssig erhob ich mich und trottete zurück zur Straße. Menschen kreuzten meinen Weg, doch keiner nahm sonderlich Notiz von mir. Der Hund, der kläffend auf mich zu rannte, allerdings schon. Ich nahm meine vier Beine in die Hand und rannte um mein Leben.



Besucht uns im Netz:

[www.sternensand-verlag.ch](http://www.sternensand-verlag.ch)

[www.facebook.com/sternensandverlag](http://www.facebook.com/sternensandverlag)